Landes-
hauptstadt Kiel

Niederschriften der Sitzungen der Ratsversammlung
Ab 1946

Stadtarchiv Kiel
Bestand Protokolle der Ratsversammlung
Signaturen P II/64 fortlaufend

FESTSITZUNG

DER

RATSVERSAMMLUNG

SAAL MITTE

DIE STADT KIEL

gibt sich die Ehre

ergebenst einzuladen zu einer

FESTSITZUNG

ER RATSVERSAMMLUNG

anläßlich der Kieler Woche 1955

am Montag, dem 20. Juni, um 15.30 Uhr

im Ratssaal des Kieler Rathauses

FESTFOLGE

Streichquartett

Eröffnung der Festsitzung
durch Stadtpräsident Dr. Sievers

Ansprachen

Verleihung des Kulturpreises
der Stadt Kiel

Festvortrag von Prof. Dr. Weischedel
von der Freien Universität Berlin

Schlußwort des Stadtpräsidenten

Streichquartett

Bitte wenden

Es wird um Antwort gebeten
bis zum Juni

Wenn bis zu diesem Tage keine Antwort eingegangen ist, wird über den Platz anderweitig verfügt werden müssen.

Es wird gebeten, die Plätze bis 15.20 Uhr einzunehmen.

Diese Einladung gilt als Einlaßkarte.

N i e d e r s c h r i f t

über die Festsitzung der Ratsversammlung anläßlich der "Kieler Woche 1955" am 20. Juni 1955, Rathaus, Ratssaal

- - -

Beginn: 15,30 Uhr Ende: 17,10 Uhr

Anwesend: Stadtpräsident Dr. Sievers

Stadträte: Bade, Hartmann, Frau Hinz, Köster, Kowalewsky, Langbehn, Dr. Meier, Ritter, Dr. Rüdel, Schubert.

Ratsherren: Beth, Book, Brodersen, Drews, Fischer, Franke, Hildebrand, Herbst, Dr. Kasch, Dr. Krieger, Lüdemann, Lühr, Lütgens, Marth, Neumann, Nolte, Pfaff, Renger, Dr. Salomon, Schröder, Frau Schröder, Sichelschmidt, Stams, Steinert, Thaddey, Vormeyer, Wallbaum, Dr. Wersin, Westphal, Willumeit, Winkelmann, Wollschlaeger.

Es fehlen entschuldigt: Stadtrat Schatz und Ratsherr Ratz.

Hauptamtliche Mitglieder des Magistrats: Oberbürgermeister Dr. Müthling, Bürgermeister Dr. Fuchs, Frau Stadtschulrätin Jensen, Stadtbaurat Jensen, Stadträte: Borchert, Engert, Voss.

Als Gäste u.a.: Landtagspräsident Dr. Böttcher, der Vizepräsident des Landtages v.Herwarth, die Landesminister Dr. Lemke, Asbach, Sieh und Dr. Leverenz, die Bundestagsabgeordneten Prof. Dr. Baade und Wittenburg, Mitglieder des Schleswig-Holsteinischen Landtages, Ministerialdirektoren der Landesregierung, Rektor, Prorektor und Dekane der Universität, Vertreter aus Dänemark, Schweden, Island, Belgien und zahlreiche weitere Ehrengäste.

Vorsitzender: Stadtpräsident Dr. Sievers
Schriftführer: Ratsherr Pfaff.

- - -

Festsitzung

der Ratsversammlung der Stadt Kiel anlässlich der Kieler Woche 1955 am Montag, dem 20. Juni, um 15.30 Uhr im Ratssaal des Kieler Rathauses

- - - -

Stenographische Aufnahme:

Dipl.Volkswirt Willy Kühnel, Parlamentsstenograph

Frau Gertrud Rogge, Parlamentsstenographin

Stadtpräsident Dr. Sievers:

Herr Kultusminister! Eure Magnifizenz! Sehr verehrte Frau Gayk! Sehr geehrter Herr Professor Weischedel! Verehrte Gäste! Meine sehr geehrten Damen! Meine Herren! Im Namen der Stadt Kiel und ihrer Bürger heisse ich Sie anlässlich der heutigen Festsitzung unserer Ratsversammlung hier im Kieler Rathause auf das herzlichste willkommen.

Die Stadt Kiel ist Landeshaupt-und Universitätsstadt zugleich. Als Landeshauptstadt sind wir uns als Kieler bewusst, dass wir diesen Namen nicht nur tragen, weil die Landesregierung ihren Sitz hier in Kiel hat, sondern wir fühlen uns aus dieser Bezeichnung heraus in erster Linie verpflichtet, uns immer wieder zum Sprecher der Städte und der gesamten Selbstverwaltung gegenüber der Landesregierung zu machen. Wir sind uns auch bewusst, dass wir in bezug auf unsere Beziehung zur Landesregierung grosse kulturelle Verpflichtungen zu erfüllen haben. Aus diesem Grunde begrüssen wir es ganz besonders, dass der Herr Landeskultusminister heute hier einige Begrüssungsworte namens der Landesregierung zu uns sprechen wird.

Kiel ist schon einmal in einem ganz kurzen Zeitabschnitt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Zeit

der Provisorischen Regierung Landeshauptstadt gewesen. Aber erst seit dem Jahre 1945 füllt sie diesen Rahmen ganz aus.

Nicht zuletzt ist unsere Vaterstadt auch Universitätsstadt. Sie ist das nicht, wie ich eben sagte, in ihrer Eigenschaft als Landeshauptstadt nur einmal kurze Zeit gewesen, sondern obgleich sie nicht Landeshauptstadt war, ist sie Jahrhunderte hindurch Universitätsstadt gewesen, und es wird das Bestreben nicht nur der Ratsversammlung, sondern auch der Verwaltung der Landeshaupt-und der Universitätsstadt Kiel sein, nicht minder als zur Landesregierung auch die Beziehungen zur Landesuniversität, der alten Albertina Christiana, zu pflegen. Und so darf ich es als Kieler und als Stadtpräsident dieser Stadt ganz besonders begrüssen, dass wir auch zu dieser Sitzung wieder den Senat der Universität Kiel hier unter uns wissen, weil dadurch immer wieder zum Ausdruck gebracht werden soll, dass es heute nicht mehr so ist wie in früheren Jahrzehnten, als die Beziehungen der Stadt zur Universität nicht so eng waren, wie sie eigentlich immer hätten sein sollen.

Ich darf nach diesen kurzen Begrüssungsworten Sie, Herr Kultusminister Dr.Lemke, bitten, das Wort zu nehmen.

Kultusminister Dr.Lemke:

Herr Stadtpräsident! Herr Oberbürgermeister! Meine sehr verehrten Damen und Herren! Es ist für mich als Kultusminister und als gebürtiger Kieler eine grosse Ehre und Freude, heute Ihnen, den Stadträten und den Ratsherren dieser Stadt sowie der Bevölkerung der Landeshauptstadt, die Grüsse und Wünsche der Landesregierung zu überbringen.

Der Herr Stadtpräsident hat soeben unterstrichen, dass es das Bestreben und der Wunsch der Landeshauptstadt ist, die kulturellen Bemühungen für unser Land auch in der Zukunft aufs äusserste anzustrengen, damit der Bevölkerung unseres Landes dieses Glück des Kulturgutes unseres Landes zuteil werden wird.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Es ist sehr schön, dass eine Stadt und darüber hinaus die Gemeinde - sagen wir also die Selbstverwaltung - sich in diesen schweren Jahren mit solcher Intensität der Kulturpflege angenommen hat. Ich glaube, es ist richtig, dass ich dies heute anlässlich der Kieler Woche auch hier im besonderen Masse für die Landeshauptstadt bestätige. Wir wissen sehr wohl, wie schwierig diese Aufgabe in den vergangenen Jahren gewesen ist, und wir sind sehr dankbar dafür, dass aus dem Bemühen der Selbstverwaltung heraus,

aus dem Wunsche der Ratsversammlung und des Magistrats heraus die Kulturpflege in Kiel über alle die schweren Zeiten hinweg so vorangetrieben worden ist, dass wir alle heute schon greifbaren inneren Nutzen davon haben. Dazu gehört auch das Bemüheh - schon in den schwersten Tagen - um die Kieler Woche. Es ist - ich sagte es soeben schon - sehr schön, dass die Selbstverwaltung, dass eine Bevölkerung aus sich heraus durch seine gewählten Vertreter auch in schweren Tagen etwas unternimmt, was in der Tradition wurzelt oder was neu begonnen wird, was neu ausgestaltet wird, um es in die Zukunft zu tragen.

Den Bürgern von Kiel brauche ich es ja nicht zu sagen, dass diese Kieler Woche ein Bestandteil von Kiel seit Jahrzehnten ist. Diese Kieler Woche musste in den schweren Jahren, die hinter uns liegen, gerettet werden wegen ihrer Idee. Und wenn auch mancher Kleingläubiger meinte, es sei ein schwieriges oder vielleicht sogar ein aussichtsloses Unterfangen, dann haben Sie in diesem Jahre, meine sehr verehrten Damen und Herren, die Bestätigung dafür, dass der Idee der Kieler Woche, geboren aus dem sportlichen Geist und der grossen Aufgabe des Sports, der Verständigung zwischen den Völkern, wirklich wieder zum Sieg verholfen worden ist. Wir haben heute in Kiel - nicht nur hier unter uns in der Ratsversammlung, sondern auch auf den Strassen und bei der

Eröffnung der Kieler Woche hier vor dem Rathaus - ein Bild, das uns zeigt, dass die Bevölkerung wirklichen Anteil an dem Schicksal ihrer Gemeinde nimmt und dass die Bevölkerung wirklich Anteil nimmt an unserer gemeinsamen Aufgabe, die wir uns ja in diesem Jahre immer wieder vor Augen gehalten haben und die wir unablässig verfolgen wollen, nämlich, mit den anderen Nationen in ein wirklich freundschaftliches und menschliches Verhältnis zu kommen. Und dieses Bild ist heute da. Es sind wieder zahlreiche Vertreter der anderen Nationen unter uns, und ich glaube, wir können wirklich dankbar sein, dass Kiel es unternommen und gewagt hat und die Idee der Kieler Woche in den vergangenen Jahren aufrechterhalten hat.

So will ich meine Begrüssungsworte und meine Wünsche abschliessen mit dem Dank an die mutige Selbstverwaltung in Kielund in Dankbarkeit für Ihre Anteilnahme und die Anteilnahme (an) der Bevölkerung an der Idee der Kieler Woche.

Stadtpräsident Dr.Sievers:

Ich darf Ihnen, sehr geehrter Herr Kultusminister, herzlich danken für Ihre Worte der Anerkennung über die Kraft der Selbstverwaltung, wie sie hier in Kiel immer noch lebendig ist, und zwar nicht nur auf dem Gebiete der Wirtschaft, deren Wichtigkeit durch diese Festtage keineswegs in den Hintergrund gedrängt werden soll, sondern auch durch das Wirken bei allen kulturellen Veranstaltungen und Einrichtungen.

Ich darf nunmehr Eure Magnifizenz bitten, das Wort zu nehmen.

Professor Dr. Blohm, Rektor der Universität, Kiel:

Meine Herren Minister! Herr Stadtpräsident! Herr Oberbürgermeister! Meine sehr verehrten Damen und Herren! Es ist bereits seit Jahren gewissermassen Tradition geworden, dass auch die Christian-Albrechts-Universität sich an der Veranstaltung der Kieler Woche beteiligt und an dem Ausbau dieser Veranstaltung mitwirkt als ein besonderes Zeichen für die Verbundenheit, die zwischen Universität und der Stadt Kiel heute besteht. Wir wirken einmal mit auf dem Gebiete der sportlichen Veranstaltungen, wobei in diesem Jahre die Austragung der Hochschulmeisterschaften für Segeln einen der Höhepunkte darstellt, an denen elf Mannschaften deutscher Hochschulen beteiligt sind. Ausserdem wird der deutsch-nordische Studentenachter veranstaltet, an dem ausser der Kieler Mannschaft vier Universitätsmannschaften der nordischen Universitäten teilnehmen.

Meine Damen und Herren! Unsere Vortragsreihe ist in diesem Jahre in der Kieler Woche sehr reichhaltig gestaltet worden. Ich darf meine besondere Freude vor allem darüber zum Ausdruck bringen, dass diesmal während der Kieler Woche auch zwei Gelehrte aus der sowjetischen Besatzungszone bei uns sprechen werden. Die Kieler Universität ist genau so wie alle übrigen Universitäten Westdeutschlands bemüht, die menschlichen und wissenschaftlichen Beziehungen mit den Universitäten der

Ostzone trotz der grausamen Grenzziehung aufrechtzuerhalten. Wir sind davon überzeugt, dass von manchen dieser Wissenschaftler drüben eine ausgezeichnete und wertvolle Arbeit geleistet wird, die auch wir voll anerkennen. Die Anwesenheit von Gelehrten aus der sowjetischen Besatzungszone ist für uns immer eine ganz besondere Freude.

Ebenso darf ich meine Freude darüber zum Ausdruck bringen, dass auch auf dieser Tagung wieder drei Gelehrte von den nordischen Universitäten hier in Kiel sprechen. Das Erfreuliche an dieser Tatsache ist, dass der Besuch der Herren der nordischen Universitäten für uns kein seltenes Ereignis darstellt, sondern dass dieser Besuch in den letzten Jahren gewissermassen eine Selbstverständlichkeit geworden ist. Ja, man kann wohl sagen, dass unsere wissenschaftlichen und menschlichen Beziehungen und der Gedankenaustausch mit manchen Universitäten der nordischen Länder heute enger und inniger sind als zum Beispiel zu der Universität München in Bayern, wobei ich mich doch der Hoffnung hingebe, dass sich auch Bayern schliesslich der europäischen Integration nicht entziehen wird.

(Heiterkeit.)

Wir sind daher auch der Stadt Kiel besonders dankbar, dass sie uns fünf Stipendien gestiftet hat, die zum Aufenthalt von nordischen Studenten an der Universität Kiel [illegible] bestimmt sind. Von den

Ausländern, die an der hiesigen Universität studieren, kommen nicht weniger als 60% aus den nordischen Ländern.

Ich bin dem Herrn Stadtpräsidenten ausserordentlich dankbar, dass er schon in seinen Begrüssungsworten die Christian-Albrechts-Universität erwähnt hat. Man darf wohl sagen, dass diese Schicksalsgemeinschaft zwischen der Universität und der Stadt Kiel in den letzten Jahren des Aufbaues nach der Katastrophe wesentlich enger gestaltet werden konnte, als sie es früher jemals gewesen ist. Diese Schicksalsgemeinschaft ergab sich schon daraus, dass die Christian-Albrechts-Universität ebenso aus einem Haufen von Trümmern und Schutt sich hat wieder aufbauen müssen, wie die Stadt Kiel es tut und wie die Universität sich zum Entsetzen des Finanzministers noch weiterhin aufbaut und noch einige Jahre hindurch aufbauen muss, um das zu erreichen, was für eine Arbeit an der Universität selbstverständlich ist.

Aber man kann wohl sagen, dass die Lebensfähigkeit und Wirkung einer Universität nicht allein abhängt von der Qualität der Zusammensetzung des Lehrkörpers und nicht allein abhängt von dem Ausbau und der Einrichtung der wissenschaftlichen Institute, sondern dass heute mehr denn je der Standort, die Stadt, in der die Universität zuhause ist, ausschlaggebend ist. Deshalb

begrüssen wir es besonders dankbar, dass wir gerade hier in der Stadt Kiel sehr grosses Interesse, Anteilnahme und Wohlwollen auch in der ganzen Wirtschaft der Stadt und des Landes finden. Man muss dies selbstverständlich um so mehr anerkennen, meine Damen und Herren, weil ja ein Wohlwollen und ein Verständnis einer Universität gegenüber immer mit gewissen finanziellen Opfern verbunden zu sein pflegt.

Die Anforderungen, die heute an den Standort einer Universität gestellt werden, haben sich gegenüber der Vorkriegszeit, gegenüber der Zeit vor einigen Jahrzehnten, wesentlich gewandelt. Man hat früher gesagt, dass eine Kleinstadt ohne Zweifel einer der schönsten Standorte für eine Universität sei; denn in einer Kleinstadt bestimmt eine Universität gewissermassen das ganze Leben, und die Bevölkerung nimmt mit Freude an dem fröhlichen und ungebundenen Leben der Studentenschaft teil. Nun, man kann wohl sagen, dass diese Zeit, in der die Kleinstadt der günstigste Standort für eine Universität gewesen ist, ohne Zweifel überwunden ist. Und man kann wohl heute auch im Interesse der Christian-Albrechts-Universität sagen, dass wir uns glücklich schätzen, dass der einmal vorhanden gewesene Plan, die Universität nach dem Kriege nach Schleswig zu verlegen, nicht in Erfüllung gegangen ist. Diese Verlegung hätte uns ohne Zweifel erhebliche Schwierigkeiten

bereitet, so schön Schleswig an und für sich auch ist. Aber, meine Damen und Herren, diese Zeit der Romantik, die Zeit, in der der Student selig war, wenn er beim Mondschein bei einem Glase Wein schöne Lieder singen konnte, ist ja vorüber und wird ohne Zweifel nicht wiederkommen. Es wird heute von den Studenten an der Universität gearbeitet, sehr gearbeitet, man kann sogar sagen, teilweise erschreckend viel gearbeitet. Eine moderne Universität braucht aber auch mehr denn je die lebensvolle Verbindung mit der Wirtschaft und mit dem kulturellen Leben einer Stadt und eines Landes. Infolgedessen glaube ich, dass heue eine Stadt ein um so günstigerer Standort für eine Universität ist, je besser entwickelt das ganze kulturelle Leben und dementsprechend auch höher entwickelt das wirtschaftliche und industrielle Leben der Stadt ist. Es ist eine erstaunliche Tatsache, in welchem Masse sich der Besuch der Universitäten in den letzten Jahren nach dem Kriege und nach der Währungsreform gewandelt hat. Auch bei den Studenten ist ein ganz klarer Zug nach den Universitäten in den Großstädten festzustellen, während die Universitäten in den Kleinstädten teilweise einen Rückgang ihres Besuches zu verzeichnen haben oder höchstens bei dem alten Stand stehen geblieben sind. Auch der Student will heute die Verbindung mit dem wirtschaftlichen und kulturellen Leben der Stadt und des Landes, wobei natürlich auch ohne

Zweifel mit ausschlaggebend ist, dass der Student, zumal er sich - das ist ja eine Tendenz der Zeit - immer mehr denjenigen Wissenschaftsdisziplinen zuwendet, die ihn für eine Tätigkeit in der Wirtschaft und in der Industrie ausbilden, schon während des Studiums Anknüpfungspunkte zu Industriewerken und zum wirtschaftlichen Leben sucht, um später einmal leichter zu einer Stellung zu kommen. Aber ausserdem - das ist ein Grund, der sicherlich mit bestimmend dafür ist, dass die Studenten die Universitäten der grossen Städte heute vorziehen - ist der Student sehr oft auf eine praktische Arbeit, auf eine Werkarbeit, angewiesen. Ich darf wohl sagen, dass wir in dieser Beziehung die Konkurrenz der Universität Hamburg sehr deutlich spüren, die nicht allein darin liegt, dass die Hamburger Universität im allgemeinen über mehr Geld verfügt als die Landesuniversität Kiel, sondern gerade auch hinsichtlich eines Werkstudiums mehr Möglichkeiten bietet. Die Zeiten, in denen der Arbeiter den Studenten beneiden konnte oder Grund hatte, ihn zu beneiden wegen seines sorglosen Lebens, das offenbar nicht mit viel Arbeit verbunden war, sind heute vorüber. An dem Lebensstandard der Studenten ist heute nicht allzu viel zu beneiden, wenn sich auch glücklicherweise der Lebensstandard der Studenten wieder etwas gehoben hat. Wir haben auch die Möglichkeit, den Studenten - auch hier in Kiel - heute wesentlich mehr zu fördern als noch vor einigen Jahren. Aber trotzdem ist eine

grosse Zahl der Studenten heute auf die Werkarbeit angewiesen, und uns als Professoren liegt natürlich daran, dass die Studenten, wenn sie schon eine Arbeit finden, damit nicht nur die Möglichkeit haben, das Geld zu verdienen, das sie zum Studium brauchen, sondern vor allen Dingen auch Gelegen eit haben, etwas für ihren zukünftigen Beruf zu lernen. Ich darf vielleicht diese Gelegenheit dazu benutzen, an die Kieler Wirtschaft den Appell zu richten, uns bei dem Zurverfügungstellen von Arbeitsstellen für Studenten während des Semesters oder in den Ferien noch etwas weiter entgegenzukommen.

Meine Damen und Herren! So ist auch die Christian-Albrechts-Universität als moderne Universität sehr wohl bemüht und bestrebt, in ihrer wissenschaftlichen Arbeit und bei ihrer sonstigen Tätigkeit in enger Fühlung zu bleiben mit der Wirtschaft, mit den wirtschaftlichen Organisationen, den kulturellen Einrichtungen, auch mit den Organisationen der Landwirtschaft vom Standpunkt der Landwirtschaftlichen Fakultät aus. Die Christian-Albrechts-Universität hat sich in den letzten Jahren mit grossem Erfolg über die Universitätsgesellschaft in die Erwachsenenbildung eingeschaltet, so dass wir von der Christian-Albrechts-Universität von diesem Gesichtspunkt aus es gerade sehr begrüssen, dass wir auch an dem Ausbau dieser Veranstaltung der Kieler Woche

teilnehmen können. Auch wir wünschen ihr, genau so wie die Stadt, einen möglichst grossen Erfolg.

Ich darf mich daher den Wünschen und den Begrüssungsworten des Herrn Stadtpräsidenten anschliessen und hoffen, dass unsere verehrten Gäste hier in Kiel sowohl bei den sportlichen Veranstaltungen als auch bei den kulturellen und wissenschaftlichen Veranstaltungen erfolgreiche und befriedigende Tage verleben mögen.

Stadtpräsident Dr. Sievers:

Ich danke Eurer Magnifizenz für die freundlichen Worte, die Sie an uns gerichtet haben. Ich darf vielleicht zwei Dinge herausheben. Einmal möchte ich feststellen, dass auch wir als Ratsversammlung wünschen, dass das Verhältnis der Bevölkerung Kiels zu den Studenten so sein möge, dass keine Schwierigkeiten bei der Unterbringung der Studenten hier entstehen. Das andere ist, dass wir uns mit Ihnen darin einig wissen, dass wir eine Schicksalsgemeinschaft darstellen in bezug auf den Aufbau, wobei wir nicht versäumen wollen, der Hoffnung Ausdruck zu geben, dass das Verständnis des Landes uns hierbei immer in genügendem Masse zur Seite steht.

Wir kommen nunmehr zur Verkündigung des Kulturpreises, den die Stadt Kiel alljährlich immer verteilt hat. Ich darf hierzu Herrn Oberbürgermeister Dr. Müthling bitten, das Wort zu nehmen.

Oberbürgermeister Dr.Müthling:

Herr Stadtpräsident! Herr Landtagspräsident! Meine Herren Minister! Eure Magnifizenz! Sehr verehrte Frau Gayk! Sehr verehrte Festversammlung! Andreas Gayk hat ein von harten Entscheidungen durchpochtes Leben geführt. Aber dennoch blieb er romantisch genug, die Achtung vor den Träumen seiner Jugend zu bewahren. Es war der Wunsch, auch die Menschen seiner Heimatstadt stärker an den wenigen guten Dingen des Lebens teilnehmen zu lassen. Das ist ihm, dem dynamischen Menschen, in geballter Bestimmtheit mit unendlicher Zähigkeit gelungen. Er hat einen Auftrag erfüllt, den das Leben gab. Hätte er dieses Jahr, diesen ersten Zehnjahresabschnitt des Kieler Wiederaufbaues erlebt, dann wäre es für ihn ein Ausblick vom Gipfel nach schwerem Klettern, nach beispiellosen Anstrengungen gewesen.

Gayk hat gearbeitet wie die alten Dombaumeister, die angesichts der in jenen Zeiten jahrhunderte-langen Baudauer genau wussten, dass sie selber niemals die Vollendung ihrer Schöpfung erleben würden, die aber in Konstruktion und Planung ihre Bauten dennoch in den Himmel türmten.

In dankbarer Würdigung alles dessen hat die Ratsversammlung auf Vorschlag des Kultursenats beschlossen, den Kulturpreis 1955 der Stadt Kiel für die Schaffung einer Büste des Verstorbenen zu verwenden. Als sein

Amtsnachfolger, ja, als sein Freund in guten und bösen Tagen, habe ich die hohe Ehre, die Büste des Oberbürgermeisters Andreas Gayk zu enthüllen und sie der Obhut der Bürger unserer Stadt zu übergeben.

(Die Büste des Oberbürgermeisters Gayk wird enthüllt. Die Festversammlung verharrt stehend eine Minute in schweigendem Gedenken.)

Stadtpräsident Dr.Sievers:

Sehr verehrte gnädige Frau! Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister! An der Stelle, an der die Büste unseres verstorbenen Oberbürgermeisters Andreas Gayk steht, hat er bei all den Auseinandersetzungen, die sich hier im Ratssaal abspielten, gesessen. Viele, die heute hier sitzen und die früher hier im Rathause waren, waren in vielen Punkten anderer Ansicht. Wir haben uns mit ihm über diese Dinge sachlich auseinandergesetzt, und es ist meine Pflicht als Stadtpräsident zu sagen, dass wir alle, ob wir nun auf seinem oder auf einem anderen Boden standen, niemals vergessen haben und niemals vergessen werden, dass ausserhalb aller dieser Auseinandersetzungen zunächst das Menschliche steht.

Wir haben hier im Rathause praktische Kommunalpolitik zu leisten. Seit den Tagen des Freiherrn vom Stein hat sich manches gewandelt. Wir haben es deshalb für dringend notwendig gehalten, einmal einen Wissenschaftler zu diesen Dingen sprechen zu lassen, der in unserer alten Reichshauptstadt Berlin die wesentlichsten Fragen und die Grundlagen der Selbstverwaltung in mancher Abwandlung erfahren hat. Es ist Herr Professor Dr.Weischedel, Philosoph an der Freien Universität der Stadt Berlin. Ich darf Sie bitten, Herr Professor, nunmehr das Wort zu nehmen.

Professor Dr.Weischedel, Freie Universität, Berlin:

Herr Stadtpräsident! Herr Oberbürgermeister! Meine Damen und Herren! Wie es sich überhaupt in unserem Dasein mit den Festen verhält, so verhält es sich, wie mir scheint, insbesondere auch mit dieser Festwoche der Stadt Kiel. Feste sind ja Augenblicke des Innehaltens im Gang der Zeit, Feste sind Augenblicke der Besinnung. Und nun meine ich dies: Worauf könnte eigentlich eine Stadt sich angemessener und füglicher besinnen als auf das, was sie selber ist? Ich meine damit also die Besinnung der Stadt auf die Stadt. Und so möchte ich in dieser Stunde des Festes Ihren Blick auf die Frage lenken: Was ist denn nun eigentlich eine Stadt? Was hat es eigentlich mit diesem sehr merkwürdigen Gemeinwesen auf sich, das da~~ß~~ zwischen uns, den Bürgern und dem Staate mitten darinsteht, im Vergleich zum Staate uns näher und vertrauter? Wir sind ja selber die Stadt; und dann doch gelegentlich wieder sehr merkwürdig fern und ungreifbar.

Was eine Stadt sei, hat von jeher die Philosophen vorzüglich beschäftigt. Und da ich ja diesen Beruf des Philosophierenden zu betreiben habe, darf ich vielleicht vom Philosophischen her ein paar Worte dazu sagen.

Schon die beiden Grossen der griechischen Denker, nämlich Platon und Aristoteles, waren darum bemüht und haben umfangreiche Werke darüber geschrieben, was es denn mit einer Stadt, mit dem, was damals als Stadt lebendig war, mit dem Stadtstaate, auf sich hatte. Schon sie haben eines entdeckt, nämlich, dass es, wenn man das Wesen der Stadt bestimmen will, nicht genügt, dass man darauf hinweist, was man alles als zur Stadt gehörig beschreiben kann; also zum Beispiel, dass eine Stadt aus einer Vielzahl von Bürgern besteht, dass eine Fülle von Wohnungen, von Häusern, von öffentlichen Gebäuden, dass Handwerk und Handel, Verkehr und Verwaltung dazu gehören, oder ein anderes, dass nämlich eine Stadt eine bestimmte Geschichte hat, eine Geschichte des Aufgangs und der Blüte und am Ende vielleicht gar eines Niedergangs. Das alles genügt nicht, um zu wissen, was denn eine Stadt vom Wesen her ist. Um das zu wissen, muss man begreifen, wozu denn eigentlich eine Stadt da ist, muss man den Daseinssinn, den Zweck und das Ziel einer Stadt verstehen. Und so hat auch Aristoteles den Daseinssinn der Stadt gesucht, und er hat ihn dahin bestimmt: eine Stadt sei da und habe ihren Daseinssinn darin, dass sie um des Lebens willen entstanden sei und um des vollkommenen Lebens willen bestehe.

Vielleicht darf ich in dieser feierlichen Stunde das Wort in der festlichen Sprache der Griechen zitieren. Das Wort heisst: "He pólis ginoméne mèn oũn

tou̅ zen̅ héneken, ou̅sa dè tou̅ eu̅ zen̅." Was also ist das Leben der Polis, das Leben der Stadt? Aristoteles antwortet: Das Leben der Stadt, das, um dessen willen sie da ist, sei es, dass sie dem Menschen das Leben ermögliche, und noch mehr, dass sie dem Menschen ein vollkommenes Leben ermögliche.

Das könnte uns nun freilich einen Augenblick etwas verwunderlich vorkommen. Man fühlt sich ja doch manchmal in den Mauern seiner Stadt ein wenig bedrängt und unter den Mitbürgern ein wenig beengt. Es könnte einem so vorkommen, als ob es schwer sei, in den grossen Städten zu atmen, ja, manchmal preist man dann die Freiheit des Landlebens. Es kann auch gelegentlich vielleicht so geschehen, dass wir uns in einer Stadt ein wenig oder sogar vom Herzen über sie ärgern, zum Beispiel dann, wenn diese Stadt uns allzu viele und allzu enge Vorschriften macht oder wenn sie am Ende gar den leidigen Steuerzettel uns einfach ins Haus schickt. In solchen Augenblicken ist man vielleicht versucht zu sagen, dass ein solcher Philosoph wie Aristoteles die Stadt in einem allzu hellen Lichte sieht, dass ein solcher Philosoph sich eine Stadt träumt. Aber die harte Realität des städtischen Daseins ist ja anders. Die Stadt ist nicht nur das, was das Leben möglich macht und am Ende ein vollkommenes Leben möglich macht; die Stadt ist auch beengend und bedrängend, die Stadt ist

Behinderung unseres Lebens, und wir müssen unseren Anspruch auf ein vollkommenes Leben ja doch oftmals im Kampf gegen ihre allzu einschneidenden Eingriffe durchsetzen.

Aber wie steht es denn eigentlich in Wahrheit mit diesem Verhältnis der Stadt zum Leben und zum vollkommenen Leben ihrer Bürger? Bei der Rundfahrt des heutigen Vormittags hat mich tief beeindruckt, was alles in dieser Stadt Kiel getan worden ist, damit die in ihr Wohnenden nach den grauenhaften Zerstörungen des Krieges und - wie ich mich belehren liess - auch angesichts der besonderen Schwierigkeiten der wirtschaftlichen Situation doch wieder eine echte Wohnstätte der Bürger finden können. Aber fast noch mehr hat auf mich das Eindruck gemacht, was für die Zukunft in dieser Richtung geplant ist. Die Rede des Herrn Oberbürgermeisters vom April dieses Jahres eröffnet ja verheissungsvolle Ausblicke. Es sind geplant Wohnungen,und Schulen und Strassen sollen gebaut werden, Pflegeheime und Altersheime sollen errichtet werden, Einrichtungen für Jugend-und Kinderfürsorge sollen geschaffen werden, der Verkehr soll geplant und gefördert, die Wirtschaft belebt werden. Auch gilt die Sorge der Stadtverwaltung der Schaffung von Arbeitsplätzen und der Förderung von Kunst und Wissenschaft. In der Tat: es ist ein vielfältiges Programm und ein schöner Beweis dafür, dass hier etwas von der wesenhaften Aufgabe der Stadt be-

griffen ist, von der wesenhaften Aufgabe der Stadt, das Leben der Bürger zu ermöglichen.

Und doch meine ich, dass in diesem Punkte die Besinnung nicht halt machen darf. All das Geschilderte trägt sicherlich dazu bei, und all das Geschilderte ist notwendig, damit der Mensch in der Stadt ein menschenwürdiges Leben führen kann. Aber jener Philosoph aus dem Altertum meint mehr, wenn er behauptet, es sei die Aufgabe der Stadt, ein vollkommenes Leben ihrer Bürger zu ermöglichen. Unter einem vollkommenen Leben versteht er nicht nur ein Leben in äusserer, glücklicher Wohlfahrt. Das vollkommene Leben für Aristoteles ist, wie er sagt, ein glückseliges Leben, aber nur deswegen glückselig, weil es das rechte und richtige Leben ist, das glückselige und rechte Leben, das Leben, das zu führen sich für den Menschen geziemt, und das allein deswegen auch des göttlichen Segens teilhaftig werden kann. Und eben dem, dass der Mensch das Geziemende finde, dass er seine eigentliche und wahre Bestimmung finde, habe die Stadt zu dienen. Und so ergibt sich die Frage, wie es denn also mit den Städten im Grunde und in Wahrheit steht. Ist es etwa so, dass über die Sorge für die Wohlfahrt hinaus doch auch eine weitere Aufgabe für die Stadt erwächst, nämlich, dass sie die Menschen zur Eigentlichkeit ihres Daseins, zum richtigen und rechten Leben, zum wahren menschlichen Dasein führe?

Diese Frage zwingt uns nun freilich, noch ein wenig tiefer zu graben. Man wird sie nicht beantworten können, es sei denn, man wisse, was denn eigentlich das eigentliche und wahre Dasein des Menschen ist. Aber Sie wissen, dass es eine ungeheure schwierige Sache ist, das zu entwickeln. Darüber gibt es ja eine Fülle von Auffassungen, darüber gibt es einen ganz grossen Widerstreit der Meinungen. Nur in einem - so scheint mir - sind wir uns alle einig, nämlich darin, dass zum wahren Menschsein, zum vollkommenen Leben des Menschen, so etwas wie Freiheit gehöre. Zu allem Überfluss bestätigen uns ja die Dichter und Philosophen. An Stelle vieler Zeugnisse, die man heranziehen könnte, sei im Schillerjahr nur jenes bekannte Wort aus dem Gedicht "Die Wortedes Glaubens" angeführt: "Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und würd' er in Ketten geboren."

Nun sind Sie sicherlich alle mit mir darin einig, dass es kaum ein Zeitalter gibt, das um dieses Erfordernis der Freiheit so deutlich gewusst hat wie das unsrige. Warum wissen wir das eigentlich so deutlich? Doch deswegen, weil wir spüren: Eben dieses wesentliche Gut des Menschen, eben diese Freiheit, ist heute tödlich bedroht. Das ist vielleicht überhaupt das entscheidende Kennzeichen unseres Zeitalters, unseres Jahrhunderts, dass wir sagen müssen: Unser Jahrhundert ist das

Zeitalter der gefährdeten Freiheit. Wer kann sich dem Eindruck entziehen, dass diese Freiheit, die wir so gern als einen sicheren Boden unter unseren Füssen wüssten, im Grunde ein schmaler Grat ist, auf dem wir dahingehen, und dass wir nur mühsam den Absturz in den Abgrund der Unfreiheit vermeiden.

Vielleicht darf ich hinzufügen, dass dies wohl an wenigen Orten intensiver verspürt wird als gerade in der Stadt Berlin, an deren Freier Universität ich zu lehren habe. Man sagt gelegentlich, Berlin sei eines der Bollwerke der Freiheit. Aber ich glaube, es trifft die Sache doch tiefer, wenn man bescheidener formuliert: Berlin ist kein Bollwerk der Freiheit, aber Berlin ist ein Ort der bedrohten Freiheit und damit die Repräsentantin dessen, was im Thema meiner Ausführungen steht, Repräsentantin der Stadt im Zwiespalt der Gegenwart. Aber das gilt nicht nur für Berlin. Es gibt heute kein Gemeinwesen, das nicht die in der Gegenwart so gefährliche Bedrohung der Freiheit spüren müsste. Und dies und nichts anderes, so meine ich, sei die Wurzel des Zwiespalts der Gegenwart: dieser verzweifelte Kampf der Freiheit um ihre Rettung in einer Welt der hereinbrechenden Unfreiheit.

Wir würden es uns freilich zu leicht machen, wenn wir nun bloss auf die grosse Trennung zwischen östlicher und westlicher Auffassung vom Menschen blicken wollten

und wenn wir nun die Freiheit gleichsam mechanisch und schematisch verteilen wollten auf die beiden Hälften unseres Erdballs. Ich meine, dass man, wenn man ehrlich ist, sich zugestehen muss, dass auch durch unsere westliche Welt, die sich mit Stolz eine freie Welt nennt, das Gespenst der Gefährdung der Freiheit geht; auch bei uns ist die Freiheit bedroht. Die modernen Formen der Arbeit, die uns so unentrinnbar mit Beschlag belegen, die ungreifbaren Mächte der grossen Organisationen, ja, die Instrumente der öffentlichen Meinungsbildung - alles das ist natürlich notwendig, um die Aufgaben zu bewältigen, die mit dem modernen Massendasein gegeben sind. Aber wir erleben es doch immer wieder, wie daraus eine bedenkliche und bedrohliche Gefahr für die Freiheit erwächst. Und wenn wir unser alltägliches Dasein betrachten: Ist es nicht so, dass in unserem täglichen Dasein sehr viel mehr und sehr viel einschneidender über uns verfügt wird, als dass wir selbst aus eigener Freiheit über uns bestimmen könnten? Ja, wir sind doch eigentlich sehr viel mehr Zahnräder eines Getriebes als selber Treibende, sehr viel eher Gewirkte als selber Wirkende.

Und nun meine ich eben, dass uns die Gefährdung der Freiheit so unheimlich auf den Leib gerückt ist, dass uns das um so stärker dazu auffordert, uns zu besinnen, was es denn nun eigentlich mit diesem hohen

Gute auf sich hat, das zu bewahren uns so sehr am Herzen liegt. Was ist denn eigentlich die Freiheit, so möchte ich nun fragen. Was ist denn eigentlich die Freiheit, von der wir annehmen, sie gehöre so wesentlich zu dem, was der Mensch eigentlich ist, sie gehöre wesentlich zu den Gütern, ohne die der Mensch nicht im vollen und wahren Sinne Mensch sein kann?

Wenn man sich diese Frage einen Augenblick ernstlich stellt und sich dieser Frage stellt, wird man wohl in Verlegenheit geraten. Man wird wohl einsehen: Wir wissen eigentlich gar nicht so recht, was es denn mit der Freiheit auf sich hat. Wir führen alle Tage das Wort "Freiheit" so im Munde; wir reden von der Notwendigkeit, die Freiheit zu schützen, die Freiheit zu verteidigen. Aber wenn die Frage kommt, was denn eigentlich die Freiheit ist: Wer weiss denn eigentlich genau, was sie ist? Und darüber - so meine ich - sollte man sich doch einen Augenblick besinnen.

Zunächst einmal scheint es nicht sehr schwierig zu sein. Was ist Freiheit? Frei ist der Mensch, über den kein anderer verfügt, der Mensch, der selber bestimmen kann, was er gut und was er lässt. Ein Mensch, der in Ketten gelegt ist, ein Mensch, der fremdem Befehl gehorchen muss, ist nicht frei. Aber wer seine Schritte lenken kann, wohin immer er will, das ist der, den wir frei nennen.

Aber ist das denn nun alles, was man von der Freiheit sagen kann? Es gehört natürlich zur Freiheit, dass sie das Gegenteil der Knechtschaft ist, das Gegenteil des Stehens unter fremder Verfügung. Aber das ist doch nur ein negativer Begriff der Freiheit, der Begriff der Freiheit nämlich, dass sie Freiheit von etwas ist. Und dieser Begriff reicht offenbar nicht ganz aus, um ihr wahres Wesen zu bestimmen. Damit blicken wir gleichsam nur nach rückwärts; wir blicken immer nur auf das, von dem der Freie sich losgemacht hat. Aber es gibt auch dies, dass einer die Freiheit erlangt hat und dass er nun nicht weiss, was er mit dieser seiner Freiheit anfangen soll. Eine bloss negative Freiheit mag uns eine Weile genügen. Aber nun kommt die entscheidende Frage: Was ist zu tun, wenn wir denn nun nicht von fremdem Befehl bestimmt sind? Wer nicht weiss, was er mit seiner Freiheit anfangen soll, den werden wir doch kaum als den wahrhaft Freien bezeichnen wollen. Ist es nicht vielmehr so, dass da, wo ein Mensch der fremden Gewalt entronnen ist, wo er zur eigenen Verfügung über sich selbst gelangt ist, erst an diesem Ort erst das eigentliche Problem der Freiheit, die wesentliche Frage der Freiheit beginnt, nämlich, dass wir nun vor der Aufgabe stehen zu entscheiden, was wir mit dieser unserer Freiheit anfangen sollen, was wir als Freie tun sollen? Frei von etwas zu sein ist sicherlich eine gute Sache; aber das Entscheidende ist doch zu wissen, wohin diese

Freiheit führen soll.

Ich denke, dass darin vielleicht einer der Gründe für die Ratlosigkeit liegt, in die dieses Jahrhundert geraten ist. Seit der Zeit der Aufklärung, seit der Französischen Revolution, seit dem Zeitalter unserer grossen Denker und Dichter des Deutschen Idealismus, ist es fast selbstverständlich geworden, dass wir sagen, es komme auf die Freiheit an. Aber jetzt stehen wir vor der Aufgabe, die Freiheit zu verwirklichen, und jetzt zögern wir und wissen nicht recht, wohin damit. Vielleicht sollte man deswegen gelegentlich ein wenig vorsichtiger sein im Blick auf unsere Freiheit, im Stolz auf unsere Freiheit, und sich immer wieder die Frage vorlegen: Wissen wir denn auch, wozu diese Freiheit uns verpflichtet? Kennen wir das Wohin? Kennen wir das, was wir den rechten Weg der Freiheit nennen könnten? Haben wir diesen Weg der Freiheit auch schon mit zureichendem Mute beschritten?

Eines ist jedenfalls sicher: Man kann nicht im blossen Gefühl des stolzen Besitzes der Freiheit stehen bleiben. Freiheit muss sich im Tun verwirklichen, muss zur Tat werden. Ich kann vor den vielen Möglichkeiten, die sich meinem Blick für dieses Tunkönnen eröffnen, nicht bewundernd verharren und stehen bleiben. Ich kann mich nicht meiner Freiheit freuen und dabei die Hände in den Schoss legen. Eine solche Freiheit wäre eine leere Freiheit, ein Nichts an Freiheit und eben darum keine

Freiheit. Keiner würde auf den Gedanken kommen zu sagen, der eigentlich Freie sei der Entscheidungslose. Der Entscheidungslose ist doch nur ein Spieler mit den blossen Möglichkeiten, ein solcher, der weder Kraft noch Mut hat, diese Möglichkeiten nun auch zu verwirklichen. Über ihn aber ginge das Leben mit seinen täglichen Ansprüchen an unser Tun hinweg. Und so meine ich, dass das erste, was man bei der Suche nach dem Wesen der Freiheit finden kann, dies ist: Freiheit ist kein blosses Spiel mit Möglichkeiten; Freiheit muss sich verwirklichen; Freiheit ist Tat; Freiheit ist Entscheidung. Und es kommt zu der Frage: Wie steht es nun mit unserer Stadt, wenn Freiheit dieses bedeutet?

Aber ein weiteres. Mit dieser sich entschlossen verwirklichenden Freiheit hat es nun eine sehr seltsam paradoxe und fast widersinnige Bewandtnis. Es ist doch so: Wenn ich noch vor der Tat stehe, als gerade überlegend, was ich tun soll, könnte ich auf den Gedanken kommen, ich könne ja irgend beliebig handeln, so, wie es mir gerade einfällt. Wenn ich mich aber entscheide, dann weiss ich: Jetzt muss ich in diesem Augenblick der Entscheidung und für die Zukunft alle Willkür hinter mir lassen; jetzt muss ich mich festlegen, mich binden, und nun ist das Offensein für beliebige Möglichkeiten zu Ende. Ich meine, dass eben dies auch mit zur Freiheit

gehört. Die echte und wahre Freiheit kann nicht in der blossen Beliebigkeit stehen bleiben. Ein Mensch, der vor einer Wahl steht, muss wählen. Wenn er nicht wählt, verfehlt er den Augenblick derWahl und wird rasch erfahren, dass er nicht mehr wählen kann, sondern dass über ihn verfügt wird. Aber wer wählt, dem geschieht es doch, dass er die eine Möglichkeit ergreifen und das heisst, zugleich die anderen Möglichkeiten verwerfen muss, beiseite lassen muss. Wer wählt, legt sich fest, der setzt sich für etwas ein, der übernimmt eine Aufgabe. Diese Aufgabe ist es, die ihn fürderhin bindet, eben darum, weil er selber sich frei an diese Aufgabe gebunden hat. Die grossen Freien der Geschichte - wenn man die Geschichte einmal überblickt - waren ja keine Spieler. Diese grossen Freien der Geschichte waren zutiefst Gebundene, Gebundene an die Aufgabe, die sie sich gesetzt hatten, Gebundene an das Gesetz, das sie sich gegeben hatten.

Die wahre Freiheit ist also nicht Schrankenlosigkeit, ist nicht Willkür. Die wahre Freiheit ist Dienst an der Sache, die man frei ergriffen hat. Freiheit ist Wille zur Verantwortlichkeit, und es gehört zu ihr auch dies, dass man um der Verantwortlichkeit willen auch bereit ist, Opfer, vor allem das Opfer der Willkür, zu bringen. Und das mag daher das zweite sein, was sich unserer Einsicht jetzt darbietet, nämlich,

dass Freiheit notwendig Bindung bedeutet, und dass sie um so tiefer und um so wahrer Freiheit ist, je grösser ihre Kraft ist, sich zu binden.

Und wieder erhebt sich die Frage: Wie steht es denn nun mit unserer Stadt, wenn das zum wahren Wesen der Freiheit gehört? Das Gesagte gilt wohl noch in einem umfassenderen Sinne. Wie ist es denn, wenn ich mir frei ein Gesetz gebe, nach dem ich in Zukunft handeln will? Wie steht es da? Gewiss, ich gebe es mir; ich bestimme mich ja darin selbst. Aber wir erfahren doch auch - und gerade in den grossen Entscheidungen können wir das erfahren -, dass wir ja gar nicht anders konnten, als uns selber diese Bindung aufzuerlegen, als uns selber dieses Gesetz zu geben. Als ich mich so entschieden habe, wie ich mich entschieden habe, spürte ich: ich musste so wählen. Ist damit die Freiheit aufgehoben? Ich glaube nicht, keineswegs. Gerade da, wo ich ganz eindeutig entschlossen bin, gerade da, wo ich weiss, dass ich in diesem Augenblick gar nicht anders konnte, als so zu handeln, gerade da habe ich aus meiner wahren Freiheit heraus gehandelt, weil ich nämlich aus der Tiefe meines Selbst heraus mich zu diesem Tun bestimmt habe.

Und so meine ich denn, dass es richtig sein müsste, was gelegentlich gesagt wird, dass der Mensch in der Tiefe seiner selbst mit einer Art von grosser Notwendigkeit , ja, mit jener grossen Notwendigkeit

überhaupt verbunden ist, die man nun Schicksal nennen mag oder die man als Gott erfahren mag. So wenigstens hat es Goethe gemeint, wenn er in den Gesprächen mit Eckermann einmal sagte: "Nicht das macht frei, dass wir nichts über uns anerkennen, sondern eben, dass wir etwas verehren, was über uns ist." Und das heisst es eben: Freiheit ist Bindung.

Darin liegt nun auch schon das Dritte. Man würde - so glaube ich - die Freiheit gröblich missverstehen, wenn man annehmen wollte, es ginge dem Freien eigentlich und in Wahrheit um sich selber. Der wahrhaft Freie blickt ja gar nicht auf sich. Der wahrhaft Freie blickt auf das, was aus der Freiheit heraus zu tun ist. Der wahrhaft Freie blickt auf die Aufgabe, auf die Sache, auf das, was er frei ergriffen hat. Anders steht es mit dem Individualisten. Er mag sich noch so frei gebärden: wenn er nur auf sich selber blickt, ist er in Wahrheit gar nicht frei. Er bleibt ja in jener leeren, bindungslosen Freiheit, jener Freiheit, die unwirklich ist und darum eben sich selbst aufhebt. Er liefert sich in seinem Willen, frei zu sein, nur der Hemmungslosigkeit der eigenen Willkür aus. Und das ist eben das Verhängnis dieses Mannes: je freier er sich aufspielt, um so unentrinnbarer verstrickt er sich in die Netze innerer Knechtschaft. Der Trotz desjenigen, der sich nur auf sich selber stellen will, der nichts kennt als sein eigenes Belieben, mag er auch eine Weile den Anschein des Erfolges haben, bricht doch am Ende in sich zusammen;

denn dieser Mensch und reine Individualist vergisst, dass er gerade in der Versteifung auf seine Willkür Verrat geübt hat am eigentlichen Menschsein. Es gehört nämlich auch dieses andere noch zum Wesen des Menschen, dass er je schon und immer mit anderen zusammen ist, dass er Glied eines umfassenden Ganzen ist. Auch das hat jener Philosoph der Antike, Aristoteles, gewusst. Der Mensch, so sagt er, ist ein zôon politikón, ein Lebewesen, zu dessen Begriff es gehört, dass es eben nicht vereinzelt das werden kann, was es werden kann, sondern dass es nur im Miteinander existieren kann. Nur in der Gemeinschaft kann der Mensch sein, nur darin kann er zur vollen Entfaltung seines Wesens gelangen. Aristoteles fügt hinzu: Wäre der Mensch nicht ein solches Wesen, wäre er nicht ein zôon politikón, dann wäre er entweder weniger als der Mensch - und das will sagen ein blosses Tier -, oder der Mensch wäre mehr als der Mensch, und das will sagen Gott. Ähnlich hat es einmal der Philosoph Fichte ausgedrückt. Er sagte: "Der Mensch wird nur unter Menschen ein Mensch." Denn "wir sind durch unsere Existenz aneinander gebunden und einander verbunden." Das gilt nich nur für das Äussere, wo es ganz klar ist, dass der Mensch für die Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse und für die Schaffung äusserer Wohlfahrt der Zusammenarbeit mit anderen bedarf. Das gilt auch für die sublimeren Güter des Lebens. Alles das, was den berechtigten Stolz des Menschen ausmacht, die Sprache, die Dichtung, Kunst und Wissenschaft und - das

sei heute hier gesagt - nicht zuletzt der Städtebau - all das wäre nicht möglich, wenn der Mensch sich nicht immer wieder mit innerer Notwendigkeit zum anderen Menschen fände.

Und so meine ich, dass die recht verstandene Freiheit diesem sozialen Wesen des Menschen nicht widerstreiten darf. Die recht verstandene Freiheit darf aus ihrem Wesen heraus nicht die Willkür dessen sein, der keine Rücksicht auf den anderen nimmt, der sich auf sich selber stellt, der da meint, es käme darauf an, sich schrankenlos auszuleben. Wer das will, von dem wird man sagen müssen, dass er Verrat am Wesen des Menschen übt. Er - und gerade er -, der so hoch von sich denkt, ist nicht Mensch im echten Sinne, sondern wird zum Unmenschen. Die wahre Freiheit aber muss sich aus ihrem Wesen heraus ebenso um die Freiheit der anderen sorgen, wie sie um die eigene Freiheit bemüht ist. Denn nur, wenn die anderen, die mit mir sind, frei sind, nur dann kann ich auch selber im echten Sinne frei sein. Das will heissen: Freiheit ist geöffnete Freiheit, Freiheit ist zu den anderen hin geöffnete Freiheit. Freiheit fordert die Bereitschaft zum Dialog mit den anderen. Freiheit ist Verantwortlichkeit für die anderen und Verantwortlichkeit mit den anderen. Das hat selbst ein Denker, der so sehr allem blossen Gemeinschaftstreiben abhold war, wie Nietzsche, gesehen. Denn er hat einmal das schöne Wort ausgesprochen: "Die Freiheit ist die Frucht der Liebe."

Und so meine ich, dass das Dritte, was jene beiden anderen Momente der Freiheit ergänzen kann, dies sein müsse: Die echte Freiheit ist aus ihrem Wesen heraus Verantwortlichkeit für den Mitmenschen.

Und ein drittes Mal kommt es jetzt zu der Frage: Wie steht es eigentlich mit der Stadt, wenn nun auch dieses Dritte zum Wesen der Freiheit hinzugehört? Doch ich frage zuvor noch ein anderes: Warum war es eigentlich notwendig, so eindringlich nach dem Wesen der Freiheit zu fragen? Erinnern wir uns: Es geschah deshalb, weil es so schien, als ob gerade diese Freiheit uns im Zwiespalt der Gegenwart so unheimlich bedroht erscheinen musste. So muss sich denn jetzt also auch vom tiefer begriffenen Wesen der Freiheit her - so scheint mir - ihre Bedrohtheit besser verstehen lassen.

Freiheit ist nicht bloss Bedrohung durch äussere Knechtschaft. Das mag uns oftmals beängstigend vor der Seele stehen. Dass wir wieder einmal eine Zeit bekommen, in der wir hilflos einer fremden Gewalt ausgeliefert werden, am Ende sogar einer staatlichen Tyrannei in die Hände fallen oder dass wir immer mehr in die Rolle eines blossen Rades im Getreibe der Technik und der Organisation gerieten oder dass wir untergingen in der Unfreiheit des modernen Massendaseins - alle diese Aussichten mögen sich oftmals wie ein Schreckgespenst vor uns erheben. Aber das ist nicht die einzige Bedrohung, unter der die Freiheit steht. Es gibt eben auch jene

subtilere Gefährdung der Freiheit, von der eben die Rede war; dass wir zwar frei wären, aber dass wir das wahre Wesen unserer Freiheit verfehlten; dass wir, wenn wir auf das Woher unserer Freiheit zurückblicken, nicht wüssten, wo aufzu wir eigentlich frei sind, dass wir nicht wüssten, was wir mit unserer Freiheit anfangen sollten; dass wir im blossen Spiel mit Möglichkeiten der Wahl verharrten und nicht zur Tat und nicht zur Entscheidung fänden; dass unsere Freiheit sich nur als Willkür begriffe und nicht als Aufruf, sich zu binden und die wesenhaften Aufgaben, die mit unserem Menschsein gesetzt sind, zu ergreifen; dass wir uns aber von selber versteiften und nicht zur Verantwortlichkeit für die anderen und mit den anderen fänden.

Wer will nun behaupten, dass diese feinere Bedrohung, diese Gefährdung der Freiheit von innen heraus, weniger tödlich sei ale jene gröbere Bedrohung der Freiheit durch äussere Knechtschaft? Ist es nicht vielleicht vielmehr so: Gerade, weil diese innere Bedrohung der Freiheit so subtil ist, und gerade darum, weil sie uns so unmerklich beschleicht, dass wir oftmals Mühe haben, sie überhaupt zu entdecken und zu erkennen, gerade darum zerstört sie um so sicherer unsere Freiheit in der Wurzel. In äusserer Unfreiheit kann ja der Mensch doch eine Weile er selbst bleiben; vergangene Jahrzehnte haben uns davon ja ergreifende Beispiele vor Augen gestellt. Wer aber die wahre Freiheit verfehlt hat, der hat sich selber verloren.

Es ist doch so, dass die äussere Bedrohung der Freiheit unser Dasein gefährdet; aber die innere Bedrohung der Freiheit vernichtet nicht nur unser Dasein, sie vernichtet unser Wesen. Das aber heisst, dass es mit dem blossen Reden von der Freiheit, mit dem Stolz, einer freien Welt anzugehören, eben nicht getan ist. Es gilt - so scheint mir -, die Freiheit in ihrem echten und eigentlichen Wesen zu begreifen und sie zu verwirklichen. Es gilt, immer mehr, immer wieder und mit allen Kräften um diese Verwirklichung zu ringen.

In diesem Zusammenhang bekommt auch die Frage, von der wir in dieser Stunde ausgegangen sind, ihr eigentliches Gewicht. Jetzt gilt es also, den Blick zurückzulenken auf das, was uns hier zusammengeführt hat; und das ist doch wohl die gemeinsame Sorge um die Stadt, die gemeinsame Freude an der Stadt und in alledem die gemeinsame Frage nach der Stadt. Erinnern wir uns, was Aristoteles von der Stadt sagte: Sie sei um des Lebens willen entstanden und bestehe um des vollkommenen Lebens willen. Was jenes vollkommene Leben wohl bedeuten mag, ist jetzt deutlich geworden. Das vollkommene Leben ist das Leben in der wahren und echten Freiheit. Doch nun die Frage: Hat jener alte Philosoph auch in dem recht, was er hinzufügt, wenn er sagt, es sei gerade die Stadt, die dem Menschen dieses vollkommene Leben, dieses Leben in der Eigentlichkeit, dieses Leben in der wahren Freiheit, möglich mache? Wie also steht es mit der

Freiheit im Hinblick auf die Stadt, und wie steht es auf der anderen Seite mit der Stadt im Hinblick auf die Freiheit?

Es kann sich also jetzt nicht mehr darum handeln, dass man die äusseren Möglichkeiten eines freien und unbeschränkten Existierens in der Stadt abwägt gegen die von der Stadt aus vielleicht notwendigen Beschränkungen. Es geht um grundsätzliche Dinge, es geht jetzt um Tieferes. Einmal darum, ob die Freiheit sich verwirklichen kann und verwirklichen muss als Freiheit zur Stadt oder nur und vorzüglich als Freiheit gegen die Stadt. Zum anderen geht es darum, ob die Stadt die Freiheit bewahrt und behütet und ihr eine rechte Heimat in der Stadt gewährt, oder ob sie diese Freiheit gefährdet, bedroht, hindert, beeinträchtigt.

Auf die erste Frage, wie sich denn nun die echte Freiheit zu einem solchen Gemeinwesen, wie es die Stadt ist, verhält, kann die Antwort wohl nicht schwer fallen. Freiheit ist ja nicht Isolierung des einzelnen auf sich selber; Freiheit ist nicht schrankenloser Individualismus, Freiheit ist nicht Trotz der Selbstbehauptung gegen die anderen. Freiheit ist Wille zum anderen. Aber ein solcher Wille muss natürlich unwirksam bleiben, wenn dieser Wille nicht einen Ort findet, an dem er sich entfalten kann, an dem die Verantwortlichkeit für die anderen und die Verantwortlichkeit mit den anderen den Punkt ihres Einsatzes finden kann.

Und nun meine ich, dass es wohl keinen anderen Ort gibt, der dazu besser geeignet wäre als eben gerade das Gemeinwesen "Stadt"; deswegen nämlich, weil dieses Gemeinwesen ja die unmittelbare Stätte der politischen Betätigung des Menschen ist, "politisch" hier im weitesten Sinne verstanden, nämlich umfassend alles Handeln auf die Gemeinschaft zu. Die Stadt tritt uns ja nicht so fern und gleichsam von oben herab gegenüber, wie es beim Staate so oft den Anschein hat. Bei der Stadt haben wir den Eindruck, dass sie uns darum nahe ist, weil sie im Grunde nichts anderes ist als der Mensch selber, nämlich der Mensch in seinem sozialen Wesen. Eben darum, weil sie das ist, kann sie für uns, ihre Bürger, das gemässe und angemessene Haus sein. Daher kommt es auch, dass wir erst eigentlich von der Unmittelbarkeit des städtischen Miteinander her den rechten Sinn für das Miteinander des Staates bekommen, so wie es von Ihnen, Herr Oberbürgermeister, neulich formuliert wurde: "Im Bilde der Gemeinde ahnt und begreift der Mensch erst den Staat."

Die echte Freiheit also, eben und gerade sofern sie Wille zu den anderen ist, muss sich auch als Wille zur Stadt verstehen. Freiheit ist auch Freiheit zur Stadt, und das heisst: Die Stadt ist eine Aufgabe für den Menschen, nicht eine zufällige Aufgabe, sondern eine Aufgabe für den Menschen aus dem recht verstandenen Wesen des Menschen selber heraus. Es ist eine notwendige

Aufgabe für den Menschen, der sich keiner entziehen kann, der in den Mauern einer Stadt wohnt, eine notwendige Aufgabe gerade für den Menschen, dem es mit seinem Menschsein und mit den Möglichkeiten seines Menschseinkönnens ernst ist. Diese Aufgabe wird darum auch dann um so dringlicher, je mehr wir begriffen haben, worauf es in unserem Dasein als Menschen ankommt.

Eines ist freilich natürlich klar: Der Mensch muss einen Teil seiner Freiheit aufgeben, wenn er mit den anderen in der Stadt zusammen leben will. Aber diese aufzugebende Freiheit ist ja gerade jene blosse Freiheit der Beliebigkeiten, jene blosse Freiheit der Willkür, jene Freiheit, die wir überhaupt darangeben müssen, wenn wir zur echten Freiheit kommen wollen. Was wir dafür gewinnen, ist die Möglichkeit der wahren Freiheit, jener Freiheit, die sich verwirklicht in Tat und Entscheidung, in Hingabe und Verantwortlichkeit. Und von eben dieser echten Freiheit, zu der der Mensch ohnehin kommen und gelangen muss, gilt, dass sie in der Stadt einen der vornehmsten Orte ihrer Bewährung findet. Es gilt hier ein Wort, das Fichte einmal gesagt hat: "Es ist klar, dass derjenige, der in eine solche Verbindung tritt" - also derjenige, der sich zu einer Stadt entschliesst -, "seine Freiheit erhält, ob er sie gleich aufgibt, und dadurch sie erhält, dass er sie aufgibt." Aus diesem Geiste heraus ist es auch wohl geschehen - worin Kiel wohl vorbildlich sein dürfte -, dass, wie man mir erzählt hat,

bei der Planung von Neubauten für die Stadt die Eigentümer von Grundstücken ihr privates Interesse um des Ganzen willen aufgegeben haben, ohne dass der städtische Zwang eingreifen musste.

Vielleicht darf ich es - nun ein wenig überspitzt gesagt - so ausdrücken: Der Mensch steht offenbar vor einer doppelten Möglichkeit. Er kann zweierlei wollen, entweder das Chaos oder die Ordnung. Ordnung aber ist immer Ordnung des Miteinander, und die Stadt ist eine vorzügliche Weise eines solchen geordneten Miteinander. Ob man sich nun zu dem einen oder zu dem anderen entschliesst, ob man Chaos oder ob man Ordnung will, das eben - so meine ich - entscheidet sich von daher, wie man die Freiheit versteht, ob man die Freiheit als Willkür oder als Verantwortlichkeit versteht. In der verantwortlichen Freiheit aber können wir - so meine ich - gar nicht anders, als uns zu unserer Stadt entschliessen.

Gerade dieses Fest, das die Stadt Kiel in dieser Woche feiert, scheint mir - darin schliesse ich mich den Worten des Herrn Kultusministers an - aus dem Geiste der recht verstandenen Freiheit erwachsen zu sein. Dieses Fest unterscheidet sich von den staatlich verordneten Festtagen durch eines, nämlich durch Spontaneität, aus der es erwächst, Spontaneität der Gemeinde und der Bürger der Gemeinde und eben daraus, dass diese Spontaneität sich als Wille zum Miteinander betätigt, kann ein solches Fest aus der Stadt erwachsen. Zugleich

ist es ein Zeichen dafür, dass solche Feste des wahren Miteinander gerade die Stadt als rechten Ort brauchen, die Stadt, in der eben das Gefüge des Ganzen noch überschaubar ist, so wie es die antiken Philosophen ausdrückten: Eine Stadt solle nicht grösser sein, als dass der Heroldsruf noch alle einzelnen Bürger erreichen könne. In der Tat: Der Heroldsruf zur Verantwortlichkeit kann in der Stadt eben den Menschen noch unmittelbar treffen und findet dort das Echo des gemeinsamen Tuns und das Echo auch des gemeinsamen Feierns.

Und nun die andere Frage: Wie steht es mit dem Verhältnis der Stadt zur echten Freiheit des Menschen? Natürlich ist eines einsichtig: Eine Stadt muss notwendigerweise von ihren Mitbürgern gewisse Einschränkungen fordern. Jede Form des Zusammenlebens fordert schliesslich Verzichte von denen, die zusammenleben. Aber wiederum: Auch diese Einschränkungen, diese Verzichte betreffen doch im wesentlichen die Freiheit der Willkür. Und wenn die Stadt sich selber richtig versteht - denn auch eine Stadt muss sich richtig begreifen lernen -, dann dienen doch ihre Verfügungen eben gerade dazu, jenes Element der Hingabe der Bürger an das gemeinsame Wohl, jene wahre Freiheit der Verantwortlichkeit zu entbinden und ihr den Raum einer Verwirklichung zu schaffen. Die rechte Stadt muss für ihre Bürger der Ort und die Hei stätte der Freiheit sein. Und wie der Wille zur Stadt eine Aufgabe für die Freiheit des Menschen ist, so ist umgekehrt die Förderung der Freiheit eine wesenhafte

Aufgabe für die Stadt.

Dies ist vielleicht der innerste Sinn dessen, was man bezeichnet als die Fürsorge der Stadt für den Menschen. Die Stadt muss, so hat es Platon einmal sehr lebendig ausgedrückt, sich mitfreuen, wenn der einzelne sich freut, und sie muss mitleiden, wenn der einzelne leidet. Wenn also die Stadt alle ihre Kraft daran wendet, dass sie dem Menschen nicht nur äusseres Wohlbefinden schafft, sondern dass sie dem Menschen sein wahres und eigentliches Dasein ermöglicht, dann wird eine solche Stadt auch die Gefahr vermeiden, der jedes Gemeinwesen - und gerade in unserem Jahrhundert am stärksten - ausgesetzt ist. Denn wo der Mensch sich einem solchen Gemeinwesen anvertraut, gesteht er diesem Gemeinwesen eine gewisse Macht über sich zu. Aber nun kommt das Verhängnis der Macht, dassMacht immer mehr Macht sein will. Wo die Macht nicht daran gehindert wird, immer mehr Macht sein zu wollen, reisst sie ja die Verfügung über den Menschen hemmungslos an sich und mündet in den Irrweg des Totalitären ein.

Und nun meine ich: Was könnte eine Stadt in einem solchen Missbrauch der Macht wohl eher hindern und hemmen als die in der Stadt selber immer wache Einsicht, dass die Stadt nicht und niemals Zweck in sich selber ist, sondern dass sie ihre wesenhafte Aufgabe darin hat, der wahren Freiheit des Menschen Raum zu geben? Dann wird sie ja sicherlich auch zu jener weisen

Beschränkung der Zuständigkeiten gelangen können, von der doch wohl die Zukunft der Städte abhängt. Dann wird sie auch die innere Kraft haben können, sich gegen die vielerlei übergreifenden Bestimmungen und Gewalten erfolgreich zu wehren, Gewalten, die sie ja oftmals heute bedrängen wollen. Denn nur, wenn der Wille zur Freiheit der Stadt zur Seite steht, ist sie ja in Wahrheit mächtig.

Es gehört also beides zusammen: einmal die Freiheit, die sich recht versteht, und zweitens die Stadt, die ihre wesentliche Aufgabe begreifen kann und begreift. Keines ist ohne das andere. Nur dort, wo die Bürger aus der ganzen Kraft ihrer Verantwortlichkeit sich wieder und wieder zu ihrer Stadt entschliessen, kann diese Stadt der wahre Ort der Freiheit sein. Und andererseits: nur da, wo die Stadt selber sich als Schützerin und Bewahrerin der echten Freiheit versteht, kann der Mensch, dem es um das Menschsein geht, sich ihr wahrhaft hingeben.

Und das meint dann schliesslich/am Ende das ~~xxxxxx~~ Wort des Aristoteles, von dem wir ausgingen: die Stadt finde ihren Daseinssinn darin, dass sie das Leben ermögliche, dass sie das vollkommene Leben des Menschen möglich mache. Das will besagen: In der Stadt und durch die Stadt soll der Mensch zu seiner echten Menschlichkeit gelangen; und andererseits: im Menschen und durch den Menschen soll die Stadt zu ihren eigensten Möglichkeiten kommen. So, wie die Freiheit Anruf und Aufruf an die Stadt ist, so ist die

Stadt Anruf und Aufruf an den Menschen. Nur, wenn dies verstanden ist, kann sich, wie ich glaube, die Sorge vor der ungewissen Zukunft in Hoffnung verkehren. Dann kann die Stadt sich auch im Zwiespalt der Gegenwart halten und ihre wesentliche Aufgabe erfüllen; dann kann sie schliesslich gar zu einer bleibenden Überwindung des Zwiespalts der Gegenwart führen und daran mitwirken. Denn nur dann ist die Stadt - um am Ende noch einmal Aristoteles das Wort zu geben - in Wahrheit: "Koinonía tõn eleuthéron, Gemeinschaft der Freien."

(Lebhafter Beifall.)

Stadtpräsident Dr. Sievers:

Sehr geehrter Herr Professor Weischedel! Auch Sie haben kurz erwähnt, dass der Aufbau der Stadt Kiel Sie stark beeindruckt hat. Ich weiss - und ich verrate damit kein Geheimnis -, dass die Kieler insgesamt es immer sehr gern hören. Aber sie haben doch im Unterbewusstsein das Gefühl, dass das heutige Tempo ihnen oft genug nicht die nötige Zeit zum Nachdenken lässt und - anders ausgedrückt - das Labora sehr oft über das Ora stellt.

Es ist nicht meine Aufgabe, auf Ihren Vortrag näher einzugehen. Aber ich darf vielleicht einige Markierungspunkte herausheben und sagen: Wir haben vielleicht doch empfunden, woran es uns mangelt, als wir das Kunstwerk Barlachs auf den Alten Markt stellten, den Geistkämpfer, der, wenn ich auch kein Philosoph bin, aber nach dem, was ich von Ihnen gehört habe, doch wohl sehr viel von dem Gedankengut darreichen will, über das Sie in Ihren Ausführungen gesprochen haben. Wir wollen uns jedenfalls bemühen, uns beim Anblick dieses Kunstwerkes Ihres Vortrages zu erinnern, ihn zu verarbeiten versuchen und ihn hineinzubringen in unsere Arbeit, die ja nun aus der nüchternen Praxis und der Wirklichkeit besteht, die aber doch immerhin das eine herausholen muss, nämlich die Achtung der Menschen voreinander, weil nur dann das gewahrt wird, was Grundsatz Ihres Themas war: die Erhaltung der Freiheit.

- - - -

Stadtpräsident

Ratsherr
(Schriftführer)

Ratsherrin

Stadt Kiel
Der Oberbürgermeister Kiel, den 7.7.55
— Hauptamt —
1.) Widerspruch
2.) U.
Herrn ~~Stadtrat~~ Stadtpräsidenten Dr. Sievers
zurückgesandt.

H a u p t a m t

Kiel, den 29. Juli 1955

1) Abschrift der Niederschrift über die Sitzung der Ratsversammlung vom 20.6.1955 erhält das Büro des Stadtpräsidenten zur Kenntnis.

Br. 29.7.55.

2) Einen Auszug betr. Verleihung des Kulturpreises erhält das Schul- und Kulturamt zur Kenntnis.

3) Abschriften der Sitzungsniederschrift haben außerdem das Presseamt und das Sekretariat des Oberbürgermeisters erhalten.

4) Z.d.A.

Dr.